

Wolfgang Frühwald

Hans Carossa (1878 bis 1956) – erzähltes Leben

1. Lebenslinien

„Was einer in seinen ersten zehn Jahren geliebt und getan hat, wird er immer lieben, immer tun“ – mit dieser Sentenz eröffnet Hans Carossa den ersten Band seiner autobiographischen Tetralogie „Eine Kindheit“, die im Inselverlag 1922 erschienen und dort noch in die Fiktion gekleidet ist, es handle sich um die Edition der Papiere eines Kriegskameraden, dem Herausgeber 1915 in der Bukowina übergeben. Aber schon der erste Satz der Erzählung lässt keinen Zweifel daran, von wem hier die Rede ist und in welchem Bannkreis das Kind, von dem erzählt wird, sein Leben leben wird. Er lautet: „An einem Wintersonntag des Jahres 1878 wurde ich zu Königsdorf in Oberbayern geboren, wo sich mein Vater kurz vorher als Arzt niedergelassen hatte.“ Es gehört zu den Regeln der klassischen Autobiographie, auch in ihrer parodistischen Ausprägung, die Herkunft und die Zukunft zusammenzusehen und die Geburt (oder wenigstens die frühe Kindheit) der Konstellation der Gestirne zu unterstellen. So jedenfalls beginnt das Erste Buch von Goethes Autobiographie „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit“, wo die angeblich „guten Aspekte“ über der Geburt des Jungen („am 28. August 1749, mittags mit dem Glockenschlage zwölf“) wachten. Das durch Ungeschick der Hebamme trotzdem „für tot auf die Welt“ gekommene Kind wurde erst „durch vielfache Bemühungen“ dahin gebracht, dass es das Licht der Welt erblickte und die Mutter den erlösenden Ruf (der hinter dem Bett stehenden Großmutter) hörte: „Rätin, er lebt!“ Die Sterne des Glücks, behauptete Joseph von Eichendorff, hätten auch bei seiner Geburt geleuchtet, als durch das Ungeschick der Hebamme, in einer „tiefen, stillen, klaren Winternacht des Jahres 1788“, die günstige Konstellation versäumt wurde. Die Hebamme nämlich warf im Eifer der Geburtsvorbereitung erzürnt eine weiße Windel aus dem Fenster. Die unten zur Begrüßung des neuen Erdenbürgers aufgestellten Musikanten und der Böllerschütze hielten dies für das Zeichen der Geburt, sie bliesen einen Tusch, lösten die Böller, die Wöchnerin aber – fiel durch den Lärm in Ohnmacht. So wurde, weil die

Riechfläschchen nicht so schnell zur Stelle waren, der günstige Zeitpunkt der Geburt, „trotz den vortrefflichen Aspekten“, verpasst. Joseph Freiherr von Eichendorff „wurde gerade um anderthalb Minuten zu spät geboren“: Er hat dieses „zu spät“ für das Schicksal seines Lebens gehalten.

Hans Carossa hat der Konstellation seiner Geburt nicht nachgeforscht, aber der Komet des Jahres 1881, den er auf dem Arm der Mutter betrachtete, stand verheißungsvoll und gefahrdrohend zugleich über seinem Leben:

„Ein langer Bogen von weißem Licht stand mitten in der Nachtschwärze über dem Dorf. Das geduldige Harren und Starren der Menschen, ihr fast ängstliches Flüstern, das einsam-ferne Verweilen des gekrümmten Glanzes, dies alles prägte sich für immer ein, ergriff mich aber später, in der Erinnerung, viel stärker als in jener Nacht. Kaum drei Jahre alt, war ich weder für Furcht noch für Entzücken genug entfaltet; ich saß am Arm der Mutter und spürte durch sie hindurch den sichern Gang der Welt.“

Wie sich offenkundig Dichtung und Wahrheit schon bei Goethe mischen, wie Eichendorff, Goethes Autobiographie parodierend, ein melancholisches Gegenstück zu seiner Erzählung über das „Taugenichts“ genannte Glückskind entwarf und darin die eigene Lebenslinie nachzuzeichnen suchte, so hat auch Hans Carossa an sich selbst das Gesetz alles autobiographischen Schreibens erfahren: dass das Leben (nicht das gelebte, sondern das erinnerte) im Schreiben neu entworfen wird. An seine Schwester Stefanie schrieb er aus München im Februar 1915 über die Erfahrungen beim autobiographischen Schreiben, „dass es unmöglich ist, auch nur einen Tag seines eigenen Lebens genau so zu schildern, wie man ihn erlebte: unter den Händen verwandelt sich einem alles, man erzählt plötzlich Dinge, die man in dieser Weise nie erfahren hat und was das Schönste ist: die neuersonnenen Erlebnisse verwachsen mit dem Alten Wirklichen zu so unauflöselichen Einheiten, dass man beim Durchlesen gar nicht mehr im stande ist zu sagen, wo das wahrhaft Erlebte aufhört und das Erfundene anfängt“. Und fast prophetisch fügte er hinzu: „Ich werde noch manches Jahr an diesem großen Stoff zu schlingen haben.“ 40 Jahre lang (mehr als ein halbes Leben) hat er an „diesem großen Stoff“ einer Autobiographie dann geschlungen, ehe er die Geschichte von Kindheit und Jugend (und darin eingeschlossen das Ringen mit der übermächtigen Gestalt des geliebten und

gefürchteten Vaters) 1955 mit dem Buch „Der Tag des jungen Arztes“ abgeschlossen hat.

Am 15. Dezember 1878, es war der dritte Adventssonntag dieses Jahres, wurde Hans Carossa nicht in Königsdorf, sondern in Bad Tölz geboren. Aus einer früheren Fassung der Kindheitsgeschichte ist ersichtlich, dass die Druckfassung (welche die Geburt nach Königsdorf verlegt) aus Gründen der Form von der lebensgeschichtlichen Realität abweicht. Hans Carossa, dem der Übergang von der Lyrik zur Prosa schwergefallen ist und der noch 1924 meinte, die Prosa sei für ihn nur ein Mittel, „um die Menschen zu den Versen hinzulocken“, hat mit etwas mehr als 40 Jahren einen frischen, um das historische Detail unbekümmerten Erzählton gefunden, der sein Werk fortan getragen hat. In der Fassung von 1919 nämlich war der erste Satz von „Eine Kindheit“ noch mit historischem Detail beladen. „An einem Wintersonntag des Jahres 1878 wurde ich zu Tölz in Oberbayern geboren“, schrieb Carossa, um dann fortzufahren: „... mein bewusstes Leben begann erst in dem nahen Königsdorf, wo sich mein Vater bald nach meiner Geburt niederließ ...“ Die Lebenslinie, die er dabei ursprünglich entwarf, hing eng mit dem Schicksal der Mutter zusammen, die ihr erstes Kind (Hans) vorehelich, fern vom Münchner Elternhaus, auf die Welt bringen musste, weil die streng bürgerlichen Eltern nicht erlaubten, dass sie den (fünf Jahre jüngeren) Vater des Kindes heiratete, ehe dieser sein medizinisches Abschlussexamen abgelegt hatte. So war Hans Carossa schon fünf Jahre (seine Mutter sogar 34 Jahre) alt, als die Eltern (1883) heiraten und eine Familie gründen konnten. Die Mutter, schrieb er auf einem Konzeptblatt zu „Eine Kindheit“, habe ihm später erzählt, dass er an „einem herrlichen Wintertag bei klarem Himmel“ geboren worden sei. „Sie gebar mich unter Furcht und Sorgen; das Gefühl, dass mein Werden etwas sei, was sie verbergen müsse, scheint nicht ohne Einwirkung auf mich gewesen zu sein; die Neigung mich abzusondern, mich den Blicken der Menschen zu entziehen, scheint von daher zu kommen ...“

Dieser Entwurf einer vom Schicksal der Mutter abhängigen Lebenslinie weicht (wohl zwischen 1919 und 1922) der Erkenntnis, dass der Konflikt mit dem Vater um Poesie *oder* Medizin viel tiefer in sein Leben eingegriffen hat als alle möglichen Konflikte mit der Mutter. Der Vaterkonflikt endete im Grunde erst, als es ihm im „Tag des jungen Arztes“ (also ein Jahr vor dem eigenen Tod) gelang, die Versöhnung mit dem Vater

und dessen stillen Tod zu erzählen. Der Vater, Karl Carossa, der bereits mit 52 Jahren (1906) gestorben ist, hat den Sohn schon in dessen früher Kindheit zielstrebig zum Arzt (auch in der Spezialisierung auf Lungenkrankheiten) erzogen. Er hat deshalb dessen poetischem Talent zutiefst misstraut, zumal es sich zunächst, in der schwärmerischen Verehrung für Richard Dehmel, Rilke, Hofmannsthal, Alfred Mombert, Ernst Bertram, Max Dauthendey, in neoklassizistisch-impressionistischer Lyrik oder, an Goethes „Werther“ geschult, in lyrischer Prosa äußerte. Die ihn ängstigende Hinwendung des Sohnes zu moderneren Formen der Poesie, zu dem scharfzüngig-politischen Kabarett der „Elf Scharfrichter“ in München, hätte der Vater vermutlich mit weniger Skepsis verfolgt, hätte er gewusst, dass sein Sohn im Kreis der Kabarettisten nicht als literarischer Bundesgenosse, sondern als Lungenarzt gesucht und gelitten war. Die um ihre Atmungsorgane besorgten „Scharfrichter“ schlossen nämlich mit dem jungen, ihnen von ihrem Genossen Heinrich Lautensack empfohlenen Arzt einen Pakt. Er verpflichtete sich „Pilocarpintabletten in beliebiger Fülle kostenlos an die Leitung des Brettlis zu senden, und sollte dafür eine Dauer-Ehrenkarte erhalten, die [ihn] zum freien Besuch sämtlicher Vorstellungen berechnete“.

2. Pilocarpin

Pilocarpin, ein giftiges Alkaloid, das noch heute in der Lungenheilkunde, bei der Therapie der Drüsensekretion, in der Glaukomdiagnose und der Glaukomtherapie verwendet wird, war damals ein von Karl Carossa in homöopathischer Dosierung (mit unterschiedlichen Beimischungen und unter unterschiedlichen Namen) verwendetes Allheilmittel, eine Art von Wundermittel, an das er nach vielen Beweisen seiner Wirkung unerschütterlich glaubte. Als der älteste Sohn eines befreundeten Kollegen unheilbar erkrankte und starb, soll der Vater auf der Rückfahrt von der Beerdigung grollend gesagt haben, man habe „es versäumt, den jungen Menschen mit Pilocarpin zu behandeln. Wäre das früh genug in den richtigen Dosen geschehen, so hätte man sich [...] den heutigen Aufzug sparen können“. Ausgerechnet Pilocarpin also, der Blockbuster aus der Hausapotheke des „Spezialarztes für Lungenkranke“ Dr. Karl Carossa, hat seinem Sohn die Tür zu den „Elf Scharfrichtern“ geöffnet. Und ausgerechnet in der hitzigen Diskussion um die von Bazillen ausgehenden, mit

Pilocarpin nicht zu behandelnden Gesundheitsgefahren will der Sohn im Kreis der Scharfrichter bemerkt haben, dass der ruhige und geduldige, auf die Heilwirkung pflanzlicher Präparate vertrauende Weg des Vaters auch für ihn der richtige war, „vielleicht weil er von [seinen] eigenen Voraussetzungen und Erfahrungen ausging“. Da der Vater all das nicht wusste und damals nicht wissen konnte, sah er den Sohn und dessen ärztliche Laufbahn gefährdet. Zum einen durch den Umgang mit dem Jugendfreund Heinrich Lautensack, der in München sein Studium abgebrochen und Hans Carossa im Kreis der „Elf Scharfrichter“ empfohlen hatte, in Passau, wo Heinrich Lautensack aufgewachsen war, stand er in keinem guten Ruf. Zum anderen aber durch die Begegnung mit Frank Wedekind, einem der „Elf Scharfrichter“, der dem wilhelminischen Bürgertum und damit auch dem Bismarck-Verehrer Karl Carossa seiner sozialkritischen Texte wegen als der leibhaftige Satan erscheinen musste. Hans Carossa hatte dem Vater die Reise zu dem Münchner Kabarett und seinen Protagonisten verheimlicht. So war dieser schutzlos dem Gerücht ausgeliefert, sein Sohn plane, „demnächst als ‚lyrischer Sprecher‘ bei den ‚Elf Scharfrichtern‘ in der Türkenstraße“ aufzutreten oder vielleicht gar (wie sein Freund Lautensack) einer ihrer „Henkersknechte“ zu werden.

In der Zeit vor der Entdeckung von Sulfonamiden, Penicillin, Cortison und (wie Carossa sagte) „anderer scharf in die Physis eingreifender Heilmittel“, in der Zeit lange vor der Entwicklung der Apparatedizin, in der es weitaus stärker als heute auf die diagnostische Kunst des einzelnen Arztes und geduldige Langzeitbehandlungen ankam, schworen nicht nur die Ärzte auf ein jeweils spezifisches lebenserhaltendes Mittel. Ähnlich wie Adalbert Stifter in der „Mappe meines Urgroßvaters“ den alten Arzt rühmt, der dem von den ungeduldigen Mediziner der neuen Zeit schon aufgegebenen Kind das Leben rettet, so beschreibt auch Carossa noch die alte von der Aura des Magischen umgebene Generation von Ärzten, deren einer vor jeder Untersuchung durch das Haus seiner Patienten ging, um alle dort tickenden Uhren anzuhalten, weil er beim Abhören und Abklopfen des Körpers (also bei Perkussion und Auskultation) durch keine Nebengeräusche gestört sein wollte. Hans Carossa selbst, auch wenn er noch „guten Gewissens hoffen [konnte], durch einfache in Pflanzen und Mineralien enthaltene Stoffe starke Wirkungen hervorzubringen“, gehörte schon einer jüngeren Ärztegeneration an, welche der Allheilmittel-Medizin skeptisch gegenüberstand. Vom Pilocarpin des

Vaters hat er sich im „Jahr der schönen Täuschungen“ (1941) mit leichter Ironie distanziert, indem er es mit der Krankheitsprophylaxe eines Veters verglich: „Von seinem Obstwein [heißt es da] sprach der Jakob ungefähr so wie der Vater von seinem Pilokarpin, nur dass er nicht so sehr die homöopathisch geringen Dosen empfahl. Er hielt ihn für ein vorbeugendes Mittel gegen alle nur erdenklichen Krankheiten und bedauerte ehrlich die Menschen, die ihn nicht kannten oder verblendet genug waren, ihn zu verschmähen.“

Der Arzt Hans Carossa hatte unter anderem deshalb prominente Patienten, weil seine literarischen Kollegen dem Dichter als Arzt vertrauten. Thomas Mann war unter ihnen und Rainer Maria Rilke. Als Wilhelm Hausenstein noch im 47. Lebensjahr (1928) an Masern lebensgefährlich erkrankte, hat Carossa auch diesen Freund geheilt. Ihre Feuerprobe aber erlitt Hans Carossas Ärztegeneration im Ersten Weltkrieg, im blutigen Grauen der Verbandsplätze und Feldlazarette. Die lebensrettende Notversorgung des Divisionspfarrers P. Rupert Mayer durch den Bataillonsarzt Dr. Carossa am 30. Dezember 1916 im rumänischen Sultatal ist auch in Kreisen der Societas Jesu noch immer zu wenig bekannt. In seinem Tagebuch hat Carossa diese Episode festgehalten:

„Furchtbare Verletzung des [inken] Unterschenkels. Granaten schlagen ganz in der Nähe ein, sie suchen eine deutsche Batterie, die weiter hinten in der Mulde steht. Er lächelt mir entgegen, furchtbar blass wie völlig ausgeblutet. Muskeln u[nd] Sehnen fallen, da der Notverband abgenommen ist, in zerfetzten Strängen Wülsten und Zipfeln herab. Er ist so tapfer, gefasst wie immer, entschuldigt sich noch dafür, dass er etwas seufzt u[nd] stöhnt. Morph[ium] Inj[ektion] machte ihm zuerst übel, mildert aber bald den Schmerz.“

Als Carossa diese Notizen 1933 in dem Buch „Führung und Geleit“ ausgearbeitet und veröffentlicht hat, befand sich Pater Rupert Mayer schon in bitterem Konflikt mit den Nationalsozialisten. 1937 begann sein Weg durch die Gefängnisse, die Konzentrationslager, in die Krankheit und in den Hausarrest im Kloster Ettal.

Der Vaterkonflikt, der Hans Carossa noch lange nach dem Tod des Vaters in Bann gehalten hat, äußerte sich in seinem Schwanken zwischen dem Beruf des Arztes und des Schriftstellers. Auch wenn Anton Kippenberg, der Verleger des Inselverlages, seinem Autor 1925 mit einer monatlichen Vorauszahlung von Honoraren ein Freijahr

für die Pflege der Literatur verschaffte, ist der krisenhafte Zustand, zwischen zwei Berufen hin- und hergerissen zu sein, deren jeder für sich den ganzen Menschen forderte, erst im Alter von Carossa gewichen. In der Jugend haben sich die Entscheidungskrisen nicht nur in Fluchtgedanken geäußert, sondern auch in mehrfachen schweren Krankheitszuständen, die charakteristischer Weise von der Lunge ausgegangen sind. Erst nach seinem fünfzigsten Lebensjahr hat Carossa wahrgenommen, dass die Doppelsexistenz im bürgerlichen Beruf und im Reich der Poesie nicht nur sein Schicksal, sondern seine eigentliche Begabung und eine poetische Chance war. Zu seinem fünfzigsten Geburtstag, als – mit Ausnahme der Lyrik – sein Werk noch wenig entwickelt war, fühlte er sich von Stefan Zweigs „Brief an einen französischen Freund“, der zuerst Anfang November 1928 im „Berliner Tageblatt“ erschienen war, wie „ertappt“. Stefan Zweig, den Carossa damals erst als eine fremde, europäisch-ferne Zelebrität kannte, hatte in diesem Brief beschrieben, „wieviel wir diesem äußerlich so stillen, innerlich so tief wirkenden Manne seit Jahr und Jahren schuldig geworden“. Er hat den ärztlichen Beruf als das Carossa eigene Ferment gesehen, aus dem sich dessen Poesie speist. Er hat ihn aber in der Folge auch in dem Vorsatz bestärkt, die bedrängende Münchner Praxis aufzugeben und sich eine „Rast“ zu gönnen. Carossa habe, so schrieb Stefan Zweig 1928, „seit dreißig Jahren keine andere [öffentliche Stellung] als die eines sehr beschäftigten Arztes mit einer erdrückenden Krankenkassenpraxis im zweiten Stock einer lärmenden Münchner Hauptstraße. Kranke, hauptsächlich Tuberkulöse, zu behandeln, bleibt sein Dienst, seine Aufopferung, seine Freude [...]“. Seit 1929 hat sich Carossa zunehmend aus der Massenpraxis zurückgezogen und sich nur noch schwierigen Krankheitsfällen gewidmet. 1930 hat er – vermutlich erstmals in dieser Klarheit – die erdende Basis seines poetischen Werkes im lange und hingebungsvoll ausgeübten Beruf des Arztes gesehen. Im Herbst dieses Jahres hielt er die Eröffnungsrede zu einer Ausstellung mit Zeichnungen Alfred Kubins. Der Zeichner und der Schriftsteller Kubin, mit dem Carossa seit 1910 befreundet war und eine lebenslange Korrespondenz pflegte, hat in seinem Werk die völlige Gegenwelt zu Carossas auf Heilung und Tröstung bedachten inneren Welten gestaltet. So eignete sich diese Rede gut, um im Kontrast sich das Eigene bewusst zu machen. Carossa setzte es ab von Kubins „dämonischen Phantasien einer grausam überwachen, ewig sich selber Angst machenden Seele“ und sagte:

„Vor allem war ich Arzt, Arzt für Lungenleidende, mit Vorliebe aufgesucht von schweren, verlorenegebenen Fällen, die gebieterisch den ganzen Menschen für sich forderten. So war mein Daseinsgrundgefühl ein anderes, mein seelisches Vermögen anderswo verpflichtet. [...] Ich stand in Freundschaft mit den Sterbenden, die mich in ihren Dienst gezogen hatten, die Göttin der Vergängnis hatte mir ihr heiliges Gift hundertmal eingeimpft; eine gewisse Immunität war dadurch entstanden, und manche Darstellung, die andern den Inbegriff des Trostlos-Grausigen bedeutete, hatte für mich keine Schrecken, sondern ging entweder unschädlich durch mich hindurch, oder weckte, nachdem die erste Befremdung überwunden war, gerade die entgegengesetzten Stimmungen, die dem Leben zugewandten, opferwilligen, freudigen.“

3. Bürgerlichkeit

Wer die von Carossa aufgeschriebene Geschichte seiner Kindheit und Jugend als eine Idylle zu lesen versucht, wie es noch immer geschieht, ginge schon deshalb fehl, weil das erste dieser Bücher zwar seit 1915 ausgearbeitet wurde, aber erst am Beginn der sich blitzartig ausbreitenden Inflationswelle in Deutschland (1922) erschienen ist. Diese Inflation hat bekanntlich die kleinen Vermögen vernichtet, weite Kreise des Bürgertums proletarisiert und die Menschen für den politischen Radikalismus anfällig gemacht. Im An- und Abschwelen der großen Wirtschaftskrisen entstand damals eine Fülle von Kindheits- und Jugenderinnerungen, der Versuch, sich – mit der Rückkehr ins Angestammte, Heimatliche und Vertraute – Orientierung in einer wie rasend rotierenden Welt zu verschaffen. War somit schon die Zeit, in der Carossa erzählte, von den rasch anwachsenden Schatten der Wirtschaftskatastrophe bedroht, so erst recht die Zeit, von der berichtet wird. Das Kindheits-Buch erzählt nicht von der „guten alten Zeit“, sondern im Gegenteil von den Jahren der „großen Depression“, die, 1873 begonnen, in den Jahren 1878/79 ihren Tiefpunkt erreichte und bis zur Jahrhundertwende nachwirkte. „Breiteste Schichten des Volkes [schrieb der Wirtschaftshistoriker Wilhelm Treue über diese Krise], vom Hochadel bis zum Dienstmann, wurden von der Spekulations- und Gründungslust ergriffen, die Geschäftsmoral litt fast allgemein Schaden; es schien ‚als ob die Grenzen der menschlichen Dummheit ins Unermessliche sich erweitert hätten‘ (Treitschke) und eine ‚Epidemie entfesselter Geldgier‘ die Menschen befallen habe (Sartorius v. Waltershausen).“ Davon ist

(vordergründig) bei Hans Carossa nichts zu lesen. Nicht deshalb, weil er in der Erinnerung die wirtschaftlichen und die politischen Katastrophen nicht wahrgenommen hätte, sondern weil er stets gegen die Zeit und ihre Flüchtigkeiten angeschrieben hat, weil der ärztliche Blick, dem er sich verschrieben hatte, dem konkreten, einzelnen und ganzen Menschen galt, seinem Glück und seiner Trauer, seinem Unglück und seiner Freude, seiner leiblichen und seelischen Gesundheit. Carossa, der sich dem Zeitalter Goethes zugehörig fühlte und noch 1938 (im Jahr der Reichspogromnacht) an die „Wirkungen Goethes in der Gegenwart“ glaubte, suchte (als helfender und heilender Arzt ebenso wie als helfender und heilender Poet) im Bannkreis klassisch-bürgerlicher Humanität zu leben.

Dabei ist „Bürgerlichkeit“ kein Klassenbegriff, sondern meint eine Lebensform, die rund 150 Jahre europäischer Gesittung und Zivilisation geprägt hat. Sie wurde erst im dreißigjährigen Krieg der Moderne (zwischen 1914 und 1945) und dann im nationalsozialistischen Wertesturz zugrunde gerichtet. Wort und Begriff des Bürgers hatten für Carossa nicht den verächtlich-denunziatorischen Klang, der ihm seit den zwanziger Jahren und besonders seit den späten sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts anhaftet, sondern noch im „Jahr der schönen Täuschungen“ (1941) „den ehernen Klang des *civis romanus*“. Der Icherzähler verteidigt dort sein Bürgertum (symbolisch genug) gegen einen Landstreicher, der es „als Schimpfnamen [gebrauchte] und [...] dieser ganzen Menschengattung den Untergang [prophezeite]“. Die in der Zwischenzeilentechnik geübten Leser der Zeit konnten 1941 den Widerspruch gegen die Zerstörung aller bürgerlichen Gesittung aus diesen wenigen Zeilen erkennen. Schließlich fühlten sich insbesondere die deutschen Juden in der Bürgerlichkeit ihrer Heimat Deutschland angenommen und aufgehoben, und das Zeitalter der Bürgerlichkeit in Deutschland fiel ins eins mit dem Zeitalter der jüdischen Assimilation. Beleg dafür ist u.a. die Obsession, mit der Hitler und seine Gefolgsleute die bürgerliche Humanität zugleich mit der Kultur und der Existenz der europäischen Juden auszurotten versuchten. Das deutsche Bürgertum (und mit ihm ein großer Teil der von Vernichtung bedrohten deutschen Juden) hat lange, oft zu lange gebraucht, um den tödlichen Ernst in der Fratze jener vorgeblichen Bürgerlichkeit zu erkennen, die ihnen aus dem Zerrspiegel des nationalsozialistischen Tatmenschentums entgegenstarrte. Dessen Perversion der Bürgerlichkeit entwickelte sich innerhalb weniger Jahre bis zu der Forderung, den

Mord an den Nachbarn, den Massen- und den Völkermord an den europäischen Juden als eine „sittliche“ Pflicht zu verstehen. Dass sie „übermenschlich unmenschlich“ sein müssten, verlangte der Reichsführer SS von den Kommandeuren seiner „Einsatzkommandos“. Dieser Befehl zum Massenmord ist auf dem Hintergrund dessen, was bis dahin als human gegolten hatte, als „programmatisch inhuman“ zu erkennen.

Zur „Bürgerlichkeit als Lebensform“, auf welche die Menschen eineinhalb Jahrhunderte lang vertrauten und vertrauen konnten, gehörten die Würde und die Freiheit des Einzelnen, die Sicherheit der Vermögensverhältnisse, an der nach und nach auch die Vielen Anteil haben sollten; zu ihr gehörte die Kultur des Theaters, der Konzerte, die Lesekultur, das humanistische Gymnasium, die Wertschätzung historischer Bildung, das Bewusstsein, in kleinen und auch in größeren, aber immer überschaubaren Gemeinschaften zu leben, das Wissen darum, eine Heimat zu haben und eine Familie, in deren Schoß man geborgen war, und schließlich die Vorstellung, mit dem sichtbaren technischen Fortschritt (der die Nacht erhellte, die Wohnungen trocknete, das Reisen erleichterte, die Hygiene herstellte und die gefürchteten Infektionskrankheiten besiegte) auch einen Aufschwung der Humanität zu erleben. Die bürgerliche Lebensform schloss reduzierte Formen zwar konfessionell, aber kaum institutionell gebundener Religion mit ein. Ihre politische Form fand sie im Nationalstaat mit einheitlicher Sprache und festen Grenzen, innerhalb derer die Freiheit und die Sicherheit des Einzelnen gewährleistet war, ohne dass der kosmopolitische Verkehr über die Grenzen hinweg behindert wurde. Zur „pensée bourgeoise“ (d.h. zur bürgerlichen Denkart), deretwegen Thomas Mann 1929 nach eigener Einschätzung den Nobelpreis für Literatur erhalten hatte, gehörte der Glaube, dass Wissenschaft und Kunst die Antriebskräfte eines unaufhaltsamen Fortschritts seien, der zugleich mit den Lebensumständen auch die sittliche Verfassung des Menschen bessern würde. Stefan Zweig hat dieses Zeitalter der Bürgerlichkeit „das goldene Zeitalter der Sicherheit“ genannt, und dabei auch konkret an das flächendeckende Versicherungswesen gedacht. Bei ihm, bei Thomas Mann, bei Hans Carossa ist nachzulesen, was es für die innere Verfassung der Menschen und für ihr Vertrauen in die staatliche Gemeinschaft bedeutete, wenn ihre Leistung – sei es die poetische oder die ärztliche – noch mit Goldstücken bezahlt wurde. „[...] jeder Knecht, jede Magd, jeder Schneeschaufler, jeder kleine Ministrant [schreibt

Carossa] konnte noch seinen Lohn in dem weltgültigen Metall empfangen, das mystische Deuter für einen sonnenverwandten Stoff erklären“. Stefan Zweig hat als einer von wenigen schon vor dem Ersten Weltkrieg geahnt, dass diese Welt ein Traumschloss sein könnte. Er ist an dieser Erkenntnis nicht verzweifelt. Erst im brasilianischen Exil ist ihm bewusst geworden, dass diese seine „Welt von Gestern“ unwiederbringlich verloren war. 1942 ist er freiwillig aus einer Welt geschieden, die nicht mehr die seine war. Seine Freunde haben diesen Suizid für eine schlimmere Katastrophe gehalten als eine der von Hitler oder seinen japanischen Verbündeten damals gewonnenen Schlachten, wie den Fall von Singapore.

So gehörte Hans Carossa zu den Letzten eines wahrhaft bürgerlichen Geschlechts von Dichtern, die aber durch einen gehörigen Schuss an Unbürgerlichkeit im persönlichen Leben, im Liebesleben zumal, den Kontrast zu den (nur in ihrer Propaganda sittenstrengen) Verbrechern, denen Deutschland 1933 in die Hände fiel, noch deutlicher machte. Dieses Geschlecht von Poeten versuchte über allen Zufällen der Zeit, zu denen sie auch Monarchie und Revolution und zeitweilig sogar den Krieg und die Tyrannei rechneten, an einer geistigen Heimat zu bauen, die schon 40 Jahre vor Carossas Geburt der Lyriker Clemens Brentano beschrieben hat. Die Frau Rat, also Goethes Mutter, berichtete Brentano (1838), habe einmal zu ihm gesagt: „Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit derselben berührt, wird's Tränen regnen.“ War demnach die innere Heimat, an der die Dichter und die Künstler zu bauen meinten, ein romantisches Wolkenreich, gebaut auf den geflügelten Schultern der Phantasie? War sie ein Luftschloss, war sie nichts als ein Traumgebilde? Für Carossa und viele seiner Freunde war sie ein sehr konkreter Lebens- und Atemraum, mit einer eigenen Familie und mit einer eigenen Ahnenreihe. Dieser Lebensraum war kein Wolkenkuckucksheim, sein Gedeihen oder sein Verfall, seine Berührungsflächen mit dem politischen und dem sozialen Leben schienen vielmehr verantwortlich für das Klima der Welt, für den Pegel der Freundlichkeit des Menschen zum Menschen. „Klima“, schrieb Carossa in „Ungleiche Welten“ (1951), „mag nicht ganz das Gemeinte zum Ausdruck bringen: man wird sich aber damit behelfen müssen.“ Und anschließend benennt er hellsichtig und mutig den Kern der sittlichen Katastrophe, die sich nicht in einer *terra incognita*, sondern mitten in Deutschland, im Herzen europäischer Zivilisation, vollzogen hat: „Wer einmal bedenkt, was die Legitimierung des Unrechts durch die höchste weltliche Macht in

einem großen Reich für die kommenden Jahrhunderte bedeutet, wird nicht mehr behaupten dürfen, sie gehe den Mann der Sprache und der Schrift nicht an.“

Als Carossa im Juni 1938 vor der Goethe-Gesellschaft in Weimar seinen Vortrag über „Wirkungen Goethes in der Gegenwart“ hielt, dessen Druckfassung noch 1941 in Deutschland verbreitet werden konnte, hat er sich deshalb zu einer Ahnenreihe bekannt, die den Machthabern misstönend in den Ohren klang: Goethe, die Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt, der Entdecker der Embryologie Karl Ernst von Baer und – Max Planck. Was die regelmäßig bei Goethe verkehrenden Gäste „einheimen könnten“, fragte Carossa in seinem Vortrag, und gab sich selbst die Antwort: die „Schulung des geistigen Auges“, um welche die Angehörigen der von ihm hier aufgestellten Ahnenreihe sehr wohl gewusst hätten. Die „Schulung des geistigen Auges“, das heißt die Unterscheidungsgabe für Gut und Böse, also die kritische Urteilskraft auch dort, wo das Sieges- und das Heilgebrüll des Tages alles niederschrie. Das Gedankenexperiment, zu dem er seine Zuhörer auf dem Höhepunkt des „Dritten Reiches“ ermutigte, war eine indirekte, aber durchaus verständliche Kritik an den Lautsprecherparolen, an der über den Rundfunk durch Sondermeldungen triumphal verbreiteten Vergewaltigung der Welt:

„Denken wir uns nur einmal alles von [Goethe] Gestiftete, alle Ausstrahlungen, alle Begriffe, alle Ermutigungen [...] aus der Welt hinweg, - wäre das wirklich nur für seine Leser und seine Erforscher bedeutsam? Gewiss würden die Flugzeuge und die Schnellzüge genau so pünktlich abfahren und eintreffen; aber die seelische Temperatur der Erde würde niedriger, die Atmosphäre schwerer, das Denken der Menschen, auf die es ankommt, würde düsterer sein, es wäre die nämliche Menschheit nicht [...].“

Texte wie diesen haben die Nachgeborenen jener oftmals mit verächtlichem Unterton genannten „inneren Emigration“ zugewiesen, ohne zu begreifen, wieviel Mut und Entschlossenheit dazu gehörten, zuhause zu emigrieren und in einigen wenigen Gesten der Verweigerung zu erklären, nicht dazu zu gehören. Bei Hans Carossa gibt es viele solcher demonstrativer Gesten: zum Beispiel die Ablehnung der Berufung in die Preußische Dichterakademie (1933), 1940 der „eindringliche Brief“ an Goebbels mit der Bitte um die Freilassung des ins Konzentrationslager verschleppten Freundes Alfred Mombert (diesen Brief allerdings musste Carossa mit der seine Integrität denunzierenden Wahl zum Präsidenten einer Europäischen Schriftstellervereinigung

von Goebbels Gnaden bezahlen, doch hat Carossa von diesem Präsidentenamt nie Gebrauch gemacht); der erfolgreiche und durchaus riskante Brief an den „Vorsitzenden des Volksgerichtshofs“ (1944), der einen benachbarten Forstmeister vor dem sonst sicheren Todesurteil bewahrte; der (mit Todesstrafe bedrohte) Brief an den Passauer Oberbürgermeister, mit der Bitte die Stadt kampfflos zu übergeben und sie so vor der Vernichtung zu bewahren, und andere mehr. Karl Vossler, den weltbekannten Münchner Romanisten aus seiner eigenen Generation, hat Hans Carossa in „Ungleiche Welten“ als Zeugen für die Möglichkeit eines solchen Weges innerer Emigration genommen, den er auch selbst gegangen ist. Vossler sei „gelassen den gewählten Weg der selbstverantwortlichen Geister“ gegangen und habe sich „unter dem heiteren Leitspruch ‚Emigriere zu Hause!‘ sein Weltbürgertum“ bewahrt. Mit dem Hexenwahn, der im 16. und im 17. Jahrhundert ganz Europa in den Klauen hielt, hat Carossa die Zeit des Nationalsozialismus verglichen und fast leidenschaftlich die reale, wenn auch bedrohte Existenz jener inneren Heimat verteidigt, von der viele (darunter auch Thomas Mann und seine Kinder) meinten, sie sei ein Luftgebilde, eine Ausflucht mehr als eine Zuflucht gewesen:

„Im Jahre 1782 starb zu Glarus in der Schweiz eine alte Frau den Feuertod; sie war die letzte weibliche Person, die auf deutschem Sprachgebiet als Hexe verbrannt wurde. 1782! Um diese Zeit hatte im gleichen Land bereits Pestalozzi zu lehren begonnen; im Nationaltheater zu Mannheim wurden ‚Die Räuber‘ des jungen Schiller gespielt; in Weimar trug der dreiunddreißigjährige Goethe das Bild seiner Iphigenie in der Seele [...] Ja, ein Frühlingsflor von freien, guten Geistern ist nach dem Erlöschen jenes grausigen Massenwahnes noch aufgeblüht, und ihre heiligen Stimmen sind auch während der Unheilsjahre nicht in uns verstummt. / Ohne die große Erhebung der Herzen wächst auf den Feldern kein Brot.“

Wie immer diese Art der „Emigration zu Hause“ im historischen Rückblick auch eingeschätzt werden mag: ich gehöre noch zu einer Generation, die aus eigener Erfahrung bezeugen kann, wie viel Trost die Worte von Hans Carossa geschenkt haben, als in das waffenstarrende und luftdicht abgeschlossene Gefängnis Deutschland keine Schrift und kein Ton von außen mehr eingedrungen ist. Allein der Kontrast dieser stillen Sprachmelodie zum Gebrüll der Welteroberung reichte aus, um Atem zu schöpfen.

4. Abendland

Zu der hier beschriebenen „Bürgerlichkeit“ gehört noch ein weiteres Element. „Bürgerlichkeit“ ist ein historisches, kulturelles und soziales Phänomen, das vor allem in Europa beheimatet ist, so dass der „Eurozentrismus“ aus ihrer Beschreibung nicht wegzudenken ist. Ein heute kaum noch verwendeter, weil in den Jahren der Nachkriegsrestauration politisch missbrauchter Begriff, erscheint deshalb im Werk Carossas synonym mit „Bürgerlichkeit“, es ist der Begriff des „Abendlandes“. Er meint eine geistige Region eher als eine geographisch zu fassende. Und doch gehören zu dieser Vorstellung des Abendlandes insbesondere die klassischen Landschaften in Griechenland und in Italien, die Kunstheimat in Rom, Florenz, auf Ischia und – immer wieder – der nördliche Süden, das von dem bayerischen König Ludwig I. und seinen Baumeistern Klenze und Gärtner ausgebaute München. „Abendland“ meint bei Carossa seit wenigstens 1942 auch das Land, in dem die Sonne in mehr als einem Sinne unterging, ein Land, von dem es hieß, Abschied zu nehmen, weil es nicht mehr leuchtete im Glanz der untergehenden Sonne, sondern im Feuer brennender Städte und Dörfer, ein Land, in dem bald nur noch Ruinen und Fassaden von dem kündeten, was gewesen war. „Ach, jede Reise im Abendland“, heißt es im 1942 verfassten „Brief aus Florenz“ in den (1946 erstmals erschienenen) „Aufzeichnungen aus Italien“, „ist heute ein großes Abschiednehmen; nie wieder wird es uns das Antlitz zeigen, das uns vertraut war. Vom Chor der schönen Bilder schließen wir uns aus, und wenn diese einst wieder ans Licht emporsteigen, liegen wir Alten in unseren Särgen; den Kommenden aber zeigen sie vielleicht ein Medusengesicht.“ Die Trauer, die Carossas Abschied von der vertrauten Landschaft seines Lebens und seines Dichtens durchzieht, ist mit Händen zu greifen. Doch ist sie immer wieder aufgehellt durch das „Erinnerungsgold“, nach dem zu graben er nicht müde wurde. So gibt es auch in den späten Gedichten und Prosatexten ein *Glück* des Abschieds, das nicht aus der Gewissheit des Wiedersehens herrührt, sondern aus dem Bewusstsein des endgültigen Verlustes, weil sich im Augenblick des Abschiednehmens Fülle und Schönheit des Gewesenen offenbaren wie nie zuvor.

Carossa hat 1942 in Florenz ein Symbol für das „Schmerzliche der Zeit“ gesucht und es – nach Eva Kampmanns Beobachtung – in Michelangelos Statue „Die Nacht“ in

der Sagrestia Nuova (der Basilica di San Lorenzo) gefunden. Als er am Weihnachtstag des Jahres 1944 seine „Abendländische Elegie“ an den Freund Alfred Kubin sandte, fügte er hinzu: „Die beiliegenden etwas lockeren Verse sind kein Gedicht, höchstens ein Gedicht-Entwurf; aber diesen auszuführen fehlt mir gegenwärtig die Kraft. Eigentlich ist es Michelangelos Plastik ‚Die Nacht‘ in Florenz, die mich zu dem Versuch ermutigt hat.“ Auch wenn er demnach in der Elegie ein Kunstporträt gestaltet hat, so steht dieses Porträt doch in deutlichem Kontrast zu den chiliastischen Phantasien des „Dritten Reiches“. Es gibt dem Abschied (nicht nur von einer Zeit, auch von einem Leben und sogar von den Erinnerungen) eine Stimme schließt aber die Stunde neuen Anfangs, „nach Jahren der Verdunklung“, nicht aus. In der Zeit ihrer Entstehung wäre eine Publikation dieser Elegie als defaitistisch, vermutlich sogar als hochverräterisch eingeschätzt worden. So wurde sie erst 1946 erstmals gedruckt, ging jedoch schon vor dem Ende der Tyrannei in maschinenschriftlichen Kopien, wie sie unzählige Menschen damals für Freunde und Gleichgesinnte als eine Art von Samisdat-Literatur herstellten, von Hand zu Hand:

„Wird Abend über uns, o Abendland?
 Was wir erdulden, haben deine Seher
 Vorausgelitten, vorausgesagt.
 [...]
 Kein Seher bin ich, wäre gern dein Freund.
 Du aber hast so viele Angesichte,
 Und keines weiß vom andern.
 Inmitten deiner Wälder ward ich alt.
 Ich lernte, was man lehrt in deinen Schulen,
 Heut aber, schaltend mit Erinnerungen,
 Ahn ich nur wieder, was die Pflanze weiß,
 Die Sonnenblume dort vor meinem Fenster,
 Dass es ein Stern doch ist, auf dem wir wohnen –
 Wer ließ uns dies vergessen?
 Was frommt es, für Jahrtausende zu planen,
 Wenn die Sekunde nicht mehr klingt?“

Im „Brief aus Florenz“, in dem er bereits Verse aus der erst später so genannten „Abendländischen Elegie“ zitiert, erscheint Carossa Michelangelos Skulptur der Nacht in zeitgemäßer Gestalt, eingemauert in einen Panzer aus Beton, der den

Marmor und den formbaren Stein früherer Jahrhunderte ersetzt hat. Und doch ist es ihm, als sickere die Schönheit der Plastik durch die Ummauerung nach draußen. Vermutlich hat Hans Carossa auch Michelangelos Sonett an die Nacht gekannt, zumindest in der Übersetzung seiner Freunde Rilke und Kommerell, so dass ihm in der Florentiner Skulptur Renaissance und Moderne, Antike und Christentum, Poesie und Kunst zu jener Gestalt des Abendlandes zusammenfließen, die von innen her tödlich beschädigt, nun von äußerer Zerstörung bedroht ist. Schmucklos und ohne den Trost der Kunst erwartete das Abendland den letzten Akt der Katastrophe, und es war wenig Hoffnung, dass es aus dem eisenharten Gefängnis für mehr als einige wenige auferstehen würde:

„Natürlich sind auch [in Florenz] alle Gemälde längst aus den Galerien entfernt und alle plastischen Bildwerke mit dicken Betonmauern umbaut, auch die Gestalt der Nacht, die mir immer die tröstlichste war; es ist aber, als gäbe sie sich durch den zementenen Kerker hindurch den Seelen, die ihr angehören, nur noch inniger zu erkennen –

Der Meister fand sie einst im weißen Stein,
Dem schimmernden, in dem sich Leichenblässe
Mit Glanz des Lebens feierlich vereint,
An ihr gehn die Jahrhunderte vorüber ...“

Hans Carossas Gedichte sind nicht leicht verständlich. Wirklich populär ist vielleicht nur „Der alte Brunnen“ geworden, ein Gedicht, das er 1924 an Hugo von Hofmannsthal zu dessen 50. Geburtstag gesandt hat und das im „Inselsschiff“ desselben Jahres gedruckt worden ist. Doch was besagt es schon, wenn nur wenige Gedichte eines Autors überleben? Mehr als eine Handvoll lyrischer Texte des großen Goethe hat das Gedächtnis auch gebildeter Leser heute nicht bewahrt. Eichendorff, der ein ungemein populärer Lyriker war, ist außerhalb der Konzertsäle kaum noch bekannt. Von Clemens Brentano, dem wohl klangreichsten Lyriker deutscher Sprache, wird gesagt, er sei ein Dichter für die „happy few“, was doch wohl bedeutet, dass nur wenige den einen oder anderen seiner Texte als Lebensbegleitung wählen. Was blieb von Rilke, von Benn und Brecht, von Peter Huchel, von Paul Celan und anderen großen deutschen Lyrikern? Hans Carossas Gedicht „Der alte Brunnen“ ist in die Lesebücher der Schulen aufgenommen worden und wurde damit so populär, dass der Name seines Autors darüber in Vergessenheit geriet. Es erzählt nämlich

nicht von einer individuellen, sondern von einer menschentypischen Situation, es ist nur lose an eine Landschaft und eine Epoche gebunden, es gestaltet Gastlichkeit und Gastfreundschaft als den Kern von Humanität, Anfechtung und Trost des Menschen durch den Menschen in dieser Welt und ist deshalb zeitlos verständlich:

„Lösch aus dein Licht und schlaf! Das immer wache
Geplätscher nur vom alten Brunnen tönt.
Wer aber Gast war unter meinem Dache,
Hat sich stets bald an diesen Ton gewöhnt.

Zwar kann es einmal sein, wenn du schon mitten
Im Traume bist, dass Unruh geht ums Haus,
Der Kies beim Brunnen knirscht von harten Tritten,
Das helle Plätschern setzt auf einmal aus,

Und du erwachst – dann musst du nicht erschrecken!
Die Sterne stehn vollzählig überm Land
Und nur ein Wanderer trat ans Marmorbecken,
Der schöpft vom Brunnen mit der hohlen Hand.

Er geht gleich weiter, und es rauscht wie immer.
O freue dich, du bleibst nicht einsam hier.
Viel Wanderer gehen fern im Sternenschimmer,
Und mancher noch ist auf dem Weg zu dir.“

*

Es war in Rom, im Winter des Jahres 1935. Hans Carossa sollte in der Casa di Goethe aus seinen Werken lesen. Er hatte noch etwas Zeit, so dass es ihm erlaubt schien, „etliche Minuten lang auf einer Steinbank im Schatten alter Bäume zu sitzen“. An ihm vorüber sah er die Menschen in seine Lesung gehen und hörte auf ihre Gespräche. Unter deren Eindruck begann er, sein Leseprogramm zu ändern, sich „eine ernstere, gewichtigere Vortragsfolge auszudenken. Bei dieser Absicht blieb [er] auch, als eine müde Frauenstimme bedauernd sagte: ‚Seine Gedichte sollen aber gar nicht leicht verständlich sein‘, worauf ein junges Mädchen in Kölner Mundart begütigte: ‚Da müssen wir uns halt recht weit nach vorne setzen.‘“ Wir sollten es

machen wie die junge Frau damals in Rom! Denn noch ist der Brunnen dieses Trostes nicht versiegt.

Hinweise

Der vorstehende Text ist der des Vortrags, den ich am 12. Oktober in der Staatlichen Bibliothek in Passau aus Anlass des 130. Geburtstags von Hans Carossa gehalten habe. Eva Kampmann-Carossa danke ich für viele freundlich gegebene Erläuterungen zum Werk ihres Vaters, ihr und ihrem Mann Niels Armin Kampmann für die großzügig gewährte Gastfreundschaft, Wolf Euba dafür, dass er den Texten Carossas seine ausdrucksvolle Stimme geliehen hat. Zitiert werden u.a. folgende Texte und Studien: Hans Carossa: Eine Kindheit. Leipzig 1922 – ders.: Verwandlungen einer Jugend. Leipzig 1928 – ders.: Das Jahr der schönen Täuschungen. Leipzig 1941 – ders.: Der Tag des jungen Arztes. Frankfurt am Main 1992 (erstmalig: 1955) – ders.: Führung und Geleit. Ein Lebensgedenkbuch. Leipzig 1933 – ders.: Tagebuch im Kriege. Rumänisches Tagebuch. Leipzig 1941 – ders.: Wirkungen Goethes in der Gegenwart. Leipzig 1941 – ders.: Aufzeichnungen aus Italien. Frankfurt am Main 1992 (erstmalig: 1946) – ders.: Ungleiche Welten. Wiesbaden 1951 – ders.: Vorspiele. Das Buch ‚Eine Kindheit‘ in seiner ursprünglichen Fassung. Frankfurt am Main 1984 – ders.: Gedichte. Die Veröffentlichungen zu Lebzeiten und Gedichte aus dem Nachlass. Hg. und kommentiert von Eva Kampmann-Carossa. Frankfurt am Main und Leipzig 1995 – ders.: Briefe. 3 Bde. Frankfurt am Main 1978 – 1981.

Buch des Dankes für Hans Carossa. Dem 15. Dezember 1928. Leipzig 1928 – Stefan Zweig: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers. Stockholm 1944 – Wilhelm Treue: Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. In: Bruno Gebhardt: Handbuch der deutschen Geschichte. Bd. 3. Stuttgart 1960. 8. völlig neubearbeitete Ausgabe, S.315 – 413 – Hans Carossa: Leben und Werk in Texten und Bildern. Hg. von Eva Kampmann-Carossa. Frankfurt am Main und Leipzig 1993 – Wolfgang Frühwald: Gymnasium vor 1933. In: ders.: Wie viel Wissen brauchen wir? Politik, Geld und Bildung. Berlin 2007, S.29 – 47 – ders.: Doppelleben. Hans Carossas Dasein unter den Deutschen. In: Germanistische Beiträge 22/23. Sibiu 2007, S.62 – 77 – ders.: Vorspiel der Globalisierung. Die Emigration deutscher Wissenschaftler 1933 bis 1945 und das Ende der Bürgerlichkeit. In: Nova Acta Leopoldina NF 97 (2008), S.211 – 225.